

"Lieben ohne zu besitzen"
Glauben zwischen Verantwortung und Vertrauen

P R E D I G T
des Evangelisch-Lutherischen Regionalbischofs
von Augsburg und Schwaben
Dr. Ernst Öffner

Liebe Schwestern und Brüder,

lassen Sie uns heute Nachmittag auf Worte des Apostels Paulus aus dem 1. Korintherbrief Kapitel 7 hören, worin er prägnant und merkwürdig paradox anspricht, welche Haltung zur Welt - zu unserem Besitz, zu unserer Geschichte - und damit zum Leben uns durch Jesus Christus eröffnet ist.

Das müsst ihr wissen, Brüder und Schwestern: Die Zeit ist kurz. Daher soll, wer ... weint, sich in Zukunft so verhalten, als weine er nicht; wer sich freut, als freue er sich nicht; wer kauft, als würde er nicht Besitzer; wer sich die Welt zunutze macht, als nutze er sie nicht. Denn das Wesen dieser Welt vergeht. (1.Kor.7,29-31)

I.

Meine Begegnung mit Ihnen, verehrte Gräfin Dönhoff, liegt genau sieben Jahre zurück. Leibhaftig sind wir uns allerdings noch nie begegnet. Ich machte mit meiner Frau anlässlich ihres 50. Geburtstags eine Fahrt in ihre Kindheit: nach Königsberg in Ostpreußen, wo sie geboren ist. Als Vorbereitung auf die Reise hatte ich ein Buch gelesen: "Namen, die keiner mehr nennt" von Marion Gräfin Dönhoff. Hatte von Ihrer Flucht gelesen, damals im eiskalten Januar 1945. Wie Sie Haus und Hof zurückließen, das Familiensilber wohlgeordnet auf dem Tisch. Aufbruch ins Unbekannte.

Frühmorgens, bei der Zugfahrt durch Polen, las ich das Buch ein zweites Mal. Draußen vor dem Fenster, in der Morgendämmerung, sah ich die Landstraßen, von denen Sie schrieben, wie sie angefüllt waren von Flüchtlingen, Müttern mit Kindern, Soldaten. Ein riesiger Treck von Ost nach West, von Königsberg immer weiter weg von der nachrückenden russischen Armee. Kriegs-Elend.

Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote, 1779, angesichts des bayerischen Erbfolgekrieges zwischen Preußen und Österreich:

Kriegslied

*'s ist Krieg! 's ist Krieg! O Gottes Engel wehre,
Und rede Du darein!*

*'s ist leider Krieg - und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein!*

*Was sollt' ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen
Und blutig, bleich und blaß,
Die Geister der Erschlagenen zu mir kämen,
Und vor mir weinten, was?*

*Wenn wackre Männer, die sich Ehre suchten,
Verstümmelt und halb tot
Im Staub sich vor mir wälzten und mir fluchten
In ihrer Todesnot?*

*Wenn tausend tausend Väter, Mütter, Bräute,
So glücklich vor dem Krieg,
Nun alle elend, alle arme Leute,
Wehklagten über mich?*

*Wenn Hunger, böse Seuch' und ihre Nöten
Freund, Freund und Feind ins Grab
Versammelten, und mir zu Ehren krächten
Von einer Leich' herab?*

*Was hülff' mir Kron und Land und Gold und Ehre?
Die könnten mich nicht freun!
's ist leider Krieg - und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein!*

„'s ist Krieg! 's ist Krieg!“ Ein Aufschrei - ein ohnmächtiger Aufschrei gegen das, was wider alle Vernunft ist: gegen den Krieg. Der Dichter wendet sich an Gott. Er klagt ihm verzweifelt seine namenlose Angst. Eine Vision von apokalyptischen Ausmaßen: Sie zeigt das wahre Antlitz des Krieges, ohne maskuline Verherrlichung, politische Beschönigung oder heroische Verklärung. Im Schlaf suchen die Erschlagenen den Dichter heim und weisen weinend auf die Opfer: wackere Männer, verstümmelt und halbtot im Staub liegend - tausend Väter, Mütter, Bräute, einst glücklich, jetzt elend und

arm - dazu Hunger und böse Seuchen - und am Ende Freund und Feind in einem Grab... Solche Erfahrung zwingt geradezu, sich für Frieden und friedensstiftende Versöhnung einzusetzen.

Wir, meine Frau und ich, fuhren von Berlin nach Königsberg, von West nach Ost. Und während ich in dem Buch von Gräfin Dönhoff las, über die Flucht damals in der umgekehrten Richtung, von Ost nach West, da tauchten draußen vor dem Fenster die alten Bahnhöfe auf: Dirschau, Marienburg, Elbing. Welch eine Koinzidenz der Zeiten - und doch ganz anders! Was damals Flucht war in eine ungewisse Zukunft - für viele Hunger, Vergewaltigung, Tod -, war jetzt relativ bequeme Reise in die Vergangenheit. Möglich durch eine verlässliche und Vertrauen schaffende Ostpolitik, die deutsche Schuld eingestand, um Verzeihung bat und so die Türen im Eisernen Vorhang öffnete und Aussöhnung den Weg bereitete. Friedenspolitik.

In Königsberg besuchten wir die Ruine des Doms, Handwerker auf Gerüsten, das Dach noch völlig offen. Aber eine Kapelle war eingerichtet in einem Turmzimmer, ein ökumenischer Gebetsraum, ein Mahnmal des Friedens und der Versöhnung. Auf Initiative von Gräfin Dönhoff, die ihren ganzen Besitz, ihre Heimat verloren hatte.

„Wer weint, soll sich so verhalten, als weine er nicht“ - nein, das kann nicht heißen, dass Weinen, Trauern verboten sei. Tränen kann man nicht verbieten. Und ich ahne, wie lange der Schmerz und die Trauer um verlorene Heimat anhalten kann. Aber, meint Paulus: lasst euch von dieser Trauer nicht gefangen nehmen. Lasst euch dadurch nicht lähmen und um eure Zukunft bringen. Bleibt nicht stecken in der Trauer, im Schmerz, im Rufen nach Vergeltung oder Wiedergutmachung. Verbitterung eröffnet nicht Zukunft. Verspielt nicht eure - gemeinsame! - Zukunft! „Was hülf' mir Kron und Land und Gold und Ehre?“ Nicht festhalten, als Besitz festhalten! Das macht starr. „Lieben - ohne zu besitzen“, schrieben Sie im Vorwort Ihres Erinnerungsbuches. Was auf den ersten Blick widersinnig, paradox erscheint, kann sich recht be- sehen als befreiende Perspektive christlichen und wahrhaft menschlichen Lebens erweisen. Paulus umschreibt mit seinem Motto „Haben, als hätten wir nicht“ pointiert und paradox christliche Freiheit.

Ist solche Haltung unvernünftig, widersinnig? Oder kann man manchmal nicht anders als „paradox“ leben und handeln - und gerade so nur Freiheit bewahren, aufrechte Haltung bewahren? Als Willy Brandt im Dezember 1970 zur Unterzeichnung des deutsch-polnischen Vertrags nach Polen reiste, schlug Gräfin Dönhoff die Einladung des Kanzlers aus. Sie habe nicht in

Warschau das Glas Sekt auf den Verlust ihrer Heimat erheben wollen. Doch hat sie den Vertrag publizistisch entschieden verteidigt. So wurde, was sich widersprach, aus tiefstem Grund miteinander vereinbar. Demgemäß schrieb zu ihrem 90. Geburtstag ein Kollege von ihr, Theo Sommer, in der ZEIT: „Lieben, ohne zu besitzen, machte sie sich als Devise zu eigen“ (DIE ZEIT 2. Dez. 1999 / Nr. 49,3).

Daran kann einem aufgehen, welche Freiheit da entsteht, wo Christenmenschen entdecken, was es heißt, ganz in der Welt, für die Welt und doch nicht aus der Welt zu leben. Das klingt an in einer Wendung von Roger Schutz: „vivre le provisoire“ - im Vorläufigen leben. Und, wenn man den Horizont dieser Wendung wahrnimmt, müsste es heißen: aufgrund der Verheißung des Endgültigen und der Vollendung befreit vom Anspruch auf Letztgültigkeit und Vollkommenheit im Vorläufigen leben. Und also: „Lieben, ohne zu besitzen.“

II.

Der Apostel Paulus nennt einen Beziehungsrahmen für das alltägliche menschliche Handeln: „Die Zeit ist kurz“, „das Wesen dieser Welt vergeht“. Dadurch verlegt er alles Handeln in den Bereich des Vorletzten, „Provisorischen“. Das hat aber nicht die Folge, dass dieses Vorletzte unwichtig wird. Vorletztes und Letztes, wie Dietrich Bonhoeffer es genannt hat, müssen unterschieden - und einander richtig zugeordnet werden. Verantwortung ist für Paulus, dass das Handeln im Vorletzten bestimmt ist vom Wissen um das Letzte. Damit ist eine Haltung beschrieben, die geleitet ist vom Vertrauen darauf, dass das, was vor Augen liegt, nicht letzte Gültigkeit beanspruchen kann, nicht beanspruchen muss. Im politischen und sozialen Handeln gibt es darum im Grunde immer nur „halbe Sachen“, niemals das Endgültige, sondern immer nur das Vorläufige... Angesichts der drohenden Überlebenskrise besteht unsere Aufgabe ohnehin nicht in der Herbeiführung des größtmöglichen Glücks, sondern in der Abwehr des möglicherweise größten Unglücks.

Das klingt resigniert - und ist doch vielleicht eben das Humane. Das ist auch in der gegenwärtigen Diskussion um Chancen und Grenzen der Gentechnologie eine nüchterne, besonnene, bescheidene Maxime. Sie wissen, dass beide Kirchen die Präimplantationsdiagnostik (PID) und die sog. „verbrauchende Embryonenforschung“ (welch schreckliches Wort!) ablehnen. Von den Forschern werden die therapeutischen Chancen - die ja noch in den Sternen stehen - viel plastischer beschrieben als die Risiken und Folgewirkungen. Die

euphorische Beschwörung wissenschaftlich-technischer Möglichkeiten und ökonomischer Notwendigkeiten, die zu möglichst schneller Freigabe drängen, verschleiert, dass es sich hier um einen ethischen Dammbbruch handelt. Der gute Zweck des Heilens heiligt nicht jedes Mittel. Es gibt ethisch unbedenklichere therapeutische Alternativen. Es ist kein Zufall, dass Deutschland mit seinem strengen Embryonenschutz führend ist in der Forschung an sog. adulten, erwachsenen Stammzellen, die sehr wohl eine Alternative zur verbrauchenden Embryonenforschung darstellt. Jetzt heißt es verhindern, was zum inhumanen Zwang werden kann. Das Bessere wird sich finden. Zeit gewinnen... Ein Moratorium macht Sinn.

Man schelte uns Christen und die Kirchen nicht, wenn wir - und übrigens auch Philosophen von Robert Spaemann bis Jürgen Habermas - immer wieder zu solcher Entschleunigung, zur Vorsicht raten. Wir tun es nicht aus Forschungs- und Fortschrittsfeindlichkeit. Wo andere von unbegrenzten Möglichkeiten träumen, fällt den Christen die Aufgabe zu, in jede allzu sichere und selbstverständliche Fortschrittseuphorie einen Schuss Nachdenklichkeit hineinzugeben, indem sie der Gesellschaft den Gefahrensinn schärfen, sie zur nüchternen Einschätzung der Lage anhalten, den Preis kalkulieren. Durch solche zeitgemäße Unzeitgemäßheit hindern die Christen die Gesellschaft nicht am Fortschritt; sie bringen ihn nur durch Unterbrechung aus dem Tritt und eben damit auf den Weg.

Weil politische Entscheidungen zum Bereich des Vorletzten gehören, braucht es den Diskurs, manchmal den Streit um den richtigen Weg, die richtige Entscheidung. Selten gibt es in politischen oder auch ethischen Fragen nur eine legitime Position. Es ist darum gut, dass es in der gegenwärtigen Debatte um Chancen und Grenzen der Gentechnologie, um aktive Sterbehilfe und Alternativen dazu verschiedene Stimmen gibt. Das zeigt der Boom an Ethik-Kommissionen. Das zeigen die kontroversen Diskussionen gegenwärtig auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag in Frankfurt. Und ich bin den Medien dankbar, die diesen Diskurs öffentlich führen und ihm breiten Raum einräumen. Der Diskurs ist nötig, weil die Sache uns alle angeht - wir alle hoffen auf potentielle Heilungs-Chancen, aber wir müssen alle auch den Preis zahlen.

Politik ohne ethische Grundlage, nur pragmatisch oder populistisch oder nur am wirtschaftlichen Vorteil orientiert, ist schlechte Politik. Ohne ein gemeinsames Wertefundament wird unser Gemeinwesen eines Tages so zusammenbrechen wie das sozialistische System und wird das Vereinigte Europa auf Dauer nicht bestehen können. Zu diesem ethischen Konsens gehört die Wahrung der Menschenrechte wie die unbedingte Achtung vor dem Leben,

der Schutz des geborenen, des noch nicht geborenen und des zu Ende gehenden Lebens, auch die Bewahrung der Schöpfung als unserer Lebensgrundlagen. Wir brauchen eine Ökumene für das Leben, mehr noch: eine breite überkirchliche Lobby für das Leben.

Es ist offenkundig, dass ökonomische Rationalität bei sehr vielen Zeitgenossen im Mittelpunkt allen Denkens und Handelns steht. Symbol dafür ist das Ritual der Aktien- und Börsenberichte in den täglichen Nachrichten. Haben, besitzen, schneller besitzen, mehr haben ist Trumpf, sichert Prestige. Geld ohne Arbeit durch Spekulation zu vermehren ist lukrativer als soziale Tätigkeit. Arbeit an Computern und mit Akten wird besser bezahlt als (vor allem Frauen-) Arbeit mit Menschen, beispielsweise die Arbeit von Kindergärtnerinnen, Krankenschwestern, Altenpflegerinnen. Der Kirchenvater Augustin sagte: Nenne mir nicht deine obersten Werte! Sag mir nur, wofür du dein Geld ausgibst, wie du da deine Prioritäten setzt - und ich sage dir, welche Werte du in Wirklichkeit hast! Das gilt privat wie gesamtgesellschaftlich.

Man kann nur hoffen, dass Europa irgendwann zu seiner ursprünglichen Rolle zurückfindet und wieder eine philosophische, ethische Dimension in die politische Diskussion ... Eingang findet. Mit anderen Worten: dass die Fragen nach dem Sinn von Arbeit und Produktion, nach den Grenzen der Macht (sc. politischer wie ökonomischer!), dem Wesen des Fortschritts... neu gestellt und ernsthaft diskutiert werden. Die ausschließliche Diesseitigkeit, die den Menschen von seinen metaphysischen Quellen abschneidet, der totale Positivismus, der sich nur mit der Oberfläche der Dinge beschäftigt und jede Tiefendimension vergessen lässt, kann als einzige Sinngebung auf die Dauer nicht befriedigen. (Gräfin Dönhoff).

Werte lassen sich freilich nicht einfach nur rational begründen - und dann würden sie schon, gleichsam automatisch, wirken. Der Weg von der Einsicht zum Tun, vom Hirn zur Hand ist weit. Das wusste schon der berühmte Königsberger Rationalist unter den Ethikern, Immanuel Kant, der bedeutendste Theoretiker der Vernunft. Werte brauchen eine Verankerung, einen tragfähigen Grund und - vor allem - ein Motiv. Werte brauchen eine Verankerung im Metaphysischen, Unbedingten. Und sie brauchen Personifizierungen, Vorbilder, die diese Werte vorleben und mit denen man sich identifizieren kann. Der Weg vom Erkennen zum Handeln braucht Mut, oft Zivilcourage.

Vorletztes und Letztes unterscheiden - und jedem sein Recht und seine Würde geben: darum geht es letztlich. Ökonomischen Verstand gebrauchen - aber sich von der Ideologie des Haben- und Besitzenmüssens nicht Kopf und

Herz korrumpieren lassen. Unseren Beschäftigungen hingebungsvoll und verantwortlich nachgehen - aber nicht darin aufgehen. „Lieben, ohne zu besitzen.“

„Die Zeit ist kurz. Das Wesen dieser Welt vergeht.“ Weiter schauen, ethische Maßstäbe gewinnen, den Mehrwert des Lebens entdecken, das, was trägt und Hoffnung gibt über den Tag und unser Leben hinaus - das vermag allein Religion, Glaube. Anwalt des „Letzten“, bei Respekt vor dem Vorletzten, durchaus. Ein Christ ist nach Heinz Zahrnt nichts anderes als ein durch den Glauben an Gott zur Vernunft gekommener Mensch, der nach allen vorläufigen Lösungen auf die endgültige Erlösung hofft.

III.

In Königsberg hatten wir das Glück, mit dem deutschen evangelischen Propst die verstreuten evangelischen Gemeinden im Königsberger Umland besuchen zu können. Es war immer das gleiche Ritual: erst Gottesdienst, dann gemeinsames Essen bei einer Familie von den Vorräten einer ganzen Woche (deshalb brachten wir immer gleich eine ganze Tüte neuer Vorräte mit). Erzählungen, radebrechend zwischen Russisch und einem fast ausgestorbenen Deutsch, woher sie gekommen waren. Eine Reise oft um die halbe Welt: aus Kasachstan, Georgien, Sibirien.

Eines Abends waren wir wieder so zu Besuch. Viel fettes Essen, viel Wodka. Danach standen wir noch in der Dunkelheit vor dem Haus. Über uns der weite, hohe ostpreußische Himmel. Kein Licht ringsum, die Sterne funkelten, dicht über dem Horizont der Mond. Die Gastgeber baten uns, mit ihnen „das alte Lied vom Mond“ zu singen. Und so sangen wir denn leise Matthias Claudius' „*Abendlied*“: „*Der Mond ist aufgegangen, die güldnen Sternlein prangen am Himmel hell und klar...*“

Aus diesem Lied spricht - im totalen Gegensatz zu seinem „Kriegslied“ - ein Friede, der höher ist als alle Vernunft. Es enthält für mich die Summe christlicher Frömmigkeit. Als Kind kann man mit diesen Versen ruhig schlafen inmitten des Wütens der ganzen Welt. In den Tagen des Lebens könne man mit dem Lied leben und am Abend des Lebens vielleicht sogar mit ihm sterben, meint Heinz Zahrnt. Darum könnte ich von diesem Lied mit Artikel VIII des „Augsburgischen Bekenntnisses“ sagen: „Satis est - das ist genug zum Leben und zum Sterben und damit zur wahren Einigkeit der christlichen Kirchen“. Der Trost dieses Liedes wächst aus der Überzeugung des frommen Claudius: „*Es gibt 'was Bessers in der Welt als all ihr Schmerz und Lust.*“ Oder mit Gräfin Dönhoff: „*Ob jemand Muslim, Christ oder Hindu ist - vielleicht auch*

Atheist - wichtig ist doch das Gefühl: Da gibt es etwas Höheres, der Mensch ist nicht die letzte Instanz. Dieses Gespür für das Metaphysische ist das Gelände, an dem entlang wir uns bewegen können.“ Es verhindert Arroganz und Selbstüberschätzung und lehrt Dankbarkeit, auch dankbare Erinnerung trotz Verlust und Trauer.

Zu solcher Erkenntnis der Welt aber bedarf es mehr als nur des Auges der Vernunft. Mit ihm allein erkennen wir nicht, was an der Welt und was an uns selbst in Wahrheit ist: Sachen zum Lachen, viele Künste, aber keine Lebenskunst, Luftgespinste ohne Maß und Ziel und statt stolzer Menschenkinder nur eitel arme Sünder. Für Matthias Claudius erwächst daraus wie von selbst das Gebet: „*Gott, lass uns dein Heil schauen, auf nichts Vergänglich's trauen...*“ Die Gnade Gottes ist es, die meinem Leben Grund, Maß und Ziel gibt. Sie ist die Quelle des Vertrauens, das aus jeder Strophe des Liedes spricht. Ein Vertrauen, das auch über Verluste hinweg trägt, ja durch den Tod hindurch. Ein Vertrauen, das Heimat gibt.

Wenn es - nach dem Vorletzten - um das Letzte geht, geht es nicht mehr um Handeln, sondern um Hinnehmen und Empfangen, nicht mehr um Ethik, so wichtig sie ist, sondern um Glauben, nicht mehr um Verantwortung, sondern um Vertrauen, so wie am Anfang des Lebens. Vertrauen, das trägt. Weil Gott es ist, der trägt. Ein Vertrauen auf Gott, und das heißt ein Glaube, der lieben kann ohne zu besitzen, und der so - in Gottes Namen - das Zeitliche segnen kann.

Wie es Matthias Claudius in seinem „Abendlied“ getan hat:

Abendlied

*Der Mond ist aufgegangen,
Die güldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steigt
Der weiße Nebel wunderbar.*

*Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmerung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.*

*Seht ihr den Mond dort stehen? -
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.*

*Wir stolzen Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinste
Und suchen viele Künste
Und kommen weiter von dem Ziel.*

*Gott, lass uns dein Heil schauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Lass uns einfältig werden
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!*

*Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und wenn du uns genommen,
Lass uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!*

*So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon uns, Gott! mit Strafen
Und lass uns ruhig schlafen.
Und unsern kranken Nachbarn auch!*

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, der bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus zum ewigen Leben.

Amen.